

# KONSUMENTENSTIMME

## Fakten, Zahlen und Hintergründe

Editorial

eHealth



Felix Schneuwly, Head of Public Affairs

Fitnesstracker, Autos, Kühlschränke oder Zahnbürsten – immer mehr Geräte werden mit Sensoren ausgestattet und mit der Datenwolke verbunden. Das Internet of Things (IoT) dringt in alle Lebensbereiche vor. Die Anbieter entdecken neue Geschäftsmodelle und versprechen den Konsumenten mit den gesammelten Daten geniale Dienstleistungen. Wie bei Medikamenten ist es ratsam, sich Gedanken über unerwünschte Nebenwirkungen zu machen und die globale Entwicklung entsprechend aktiv mitzugestalten. Der Bundesrat will bei der Revision des Datenschutzgesetzes auf ein grundlegendes Recht der Bürger an ihren Daten verzichten. Eine Volksinitiative verlangt den Schutz der Privatsphäre – aber nur in finanziellen Belangen.

Die politisch zentrale Frage ist nicht, ob Konsumenten bereit sind, Daten zu geben, sondern wem sie die Daten geben und was sie dafür bekommen. Gebe ich meine Gesundheitsdaten meinem Krankenversicherer für einen Prämienrabatt, Doktor Google oder meinem Hausarzt für eine Herzinfarktfrühwarnung? Sparen wir damit Kosten oder werden sie noch stärker steigen, weil wir länger, noch teurere Medizin konsumieren, um länger und besser zu leben?

Marcel Dobler, FDP-Nationalrat und Unternehmer (Seite 3), Dr. Patrick Dümmler, Clustermanager des Health Tech Cluster Switzerland (Seite 1), Prof. Dr. Hato Schmeiser, Direktor des HSG-Instituts für Versicherungswirtschaft (Seite 4) und Ursula Uttinger, Präsidentin des Datenschutzforums Schweiz (Seite 2), skizzieren Chancen und Risiken der digitalen Zukunft. Wir wünschen Ihnen eine erhellende Lektüre.

## Digitales Gesundheitswesen

Die Digitalisierung dürfte nicht nur die medizinische Versorgung verbessern, sondern könnte auch den Kostenanstieg längerfristig abbremsen. Allerdings gilt es, das Spannungsfeld zwischen technologischer Machbarkeit und finanzieller Tragbarkeit zu berücksichtigen.

*Dr. Patrick Dümmler.* Patienten erwarten für ihre Krankenkassenprämie höchste Behandlungsqualität in Form von modernsten Untersuchungs- und Diagnosegeräten sowie Zugang zu oftmals teuren Pharmazeutika. Die zusätzlichen Kosten des Patienten für einen Arztbesuch sind gering, entsprechend wird vom Angebot rege Gebrauch gemacht: Seit 1995 haben sich die Kosten des Gesundheitswesens auf über CHF 71 Mrd. verdoppelt, was 11 Prozent des Bruttoinlandsprodukts entspricht. Das ist nach den USA einer der höchsten Werte weltweit.

Neben der steigenden Nachfrage sind auch Innovationen verantwortlich für das Kostenwachstum. Dank neuer Medizintechnik können Krankheiten schneller diagnostiziert und Patienten schonender behandelt werden. Viele bisher tödlichen Krankheiten können mit neuen Medikamenten in chronische Krankheiten überführt oder gar geheilt werden. Als begrüssenswerte Folge steigt die Lebenserwartung jedes Jahr um rund drei Wochen.

Dies dürfte dank der Digitalisierung weitergehen. Mit dem Erheben von Gesundheitsdaten durch Wearables und der Vernetzung von medizinischen Geräten bieten sich neue Präventions- und Diagnosemöglichkeiten. Die software-gestützte Auswertung von Untersuchungsbildern hilft dem Arzt bei der Diagnosestellung und verringert die Fehlerrate. Das elektronische Patientendossier erleichtert den Überweisungsprozess und erspart mehrfache Untersuchungen. Die Therapie kann dank Sensoren überwacht werden. Auch die Forschung wird vom digitalen Schub profitieren. Mehr Daten und ihre intelli-

gentere Kombination führen zur Möglichkeit, die Ursachen für bestimmte Krankheiten besser zu identifizieren.

Doch der Fortschritt birgt auch Risiken wie Missbrauch oder Diebstahl von Gesundheitsdaten. Viele Patienten stehen deshalb dem elektronischen Patientendossier kritisch gegenüber. Noch schwierig abzuschätzen sind die Kostenfolgen eines digitalen Gesundheitswesens: In der kurzen Frist dürften zusätzliche Kosten anfallen, die sich erst mittel- bis langfristig in Effizienzgewinnen niederschlagen werden.

Im Gegensatz zu Dänemark beispielsweise steht die Schweiz erst am Anfang. Eine Untersuchung von Health Tech Cluster Switzerland im Rahmen der Studie digital.swiss zeigt, dass die Digitalisierung des Gesundheitswesens in der Schweiz erst zu 39 Prozent vollzogen ist. Obwohl der Umsatz wächst, schlagen sich Nutzung und Einsatz von konkreten eHealth-Produkten noch nicht in der Breite nieder. Gefragt sind Lösungen, die bedienungsfreundlich, sicher und günstig sind. Die Akteure entlang der Gesundheits-Wertschöpfungskette müssen dazu noch enger zusammenarbeiten. Die Politik sollte Rahmenbedingungen schaffen, die Lösungen begünstigt und neue Ansätze nicht verhindert. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf den Anreizstrukturen im Gesundheitswesen, die stärker auf die Reduktion der volkswirtschaftlichen Kosten eines Gesundheitsfalls ausgerichtet sein sollten. Die Digitalisierung ist dabei ein entscheidender Hebel, um mittels besserer Vernetzung und Schaffung von Transparenz das Gesamtsystem zu optimieren.

«Die Kostenfolgen eines digitalen Gesundheitswesens sind noch schwierig abzuschätzen.»



Patrick Dümmler, Health Tech Cluster

# Auch die Konsumenten sind in der Pflicht

Täglich hinterlassen wir eine grosse Datenspur, deren Auswirkungen wir regelmässig spüren. Natürlich wäre es zu begrüssen, wenn wir immer transparent über die Datennutzung informiert werden würden. Die Praxis sieht jedoch anders aus. Die Daten werden häufig ohne Wissen der User erfasst und weitergereicht. Wer profitiert von dieser Datenspur? Und was hat der User davon?



Ursula Uttinger,  
Datenschutzforum

*«Das beste Datenschutzgesetz nützt nichts, wenn sich der Nutzer nicht für seine Daten interessiert.»*

**Ursula Uttinger.** Es beginnt bereits am Morgen, wenn wir das Licht anzünden, uns unter die Dusche stellen, Mails checken und die Zeitung online lesen. Den ganzen Tag über werden bei vielen weiteren unterschiedlichen Handlungen Daten über uns gesammelt, bis wir am Abend das Licht löschen. Und selbst während des Schlafens sind einige Leute bereit, weitere Daten zu produzieren – indem sie ihren Schlaf mit einer Schlaf-App aufzeichnen.

Die Auswirkungen unserer Datenproduktion bzw. der Datensammlung und -nutzung seitens verschiedener Unternehmen spüren wir regelmässig. Gezielt wird man angeschrieben, auf neue Produkte aufmerksam gemacht oder im Zusammenhang mit Wahlen informiert. Auch bei der Suche im Internet sind die Suchergebnisse klar auf den Anfrager ausgerichtet. Dies fällt erst dann auf, wenn zwei Person zeitgleich nebeneinander denselben Begriff googlen. Die Suchergebnisse sind nicht zufällig unterschiedlich.

Die Nutzung individueller Daten findet sich beispielsweise auch bei Fluggesellschaften. So ist es längst normal, dass in einem Flugzeug kaum zwei Personen denselben Preis bezahlt haben. Dabei spielt nicht nur eine Rolle, wann das Ticket gekauft wurde, sondern auch von was für einem Gerät (oder IP-Adresse) die Suche gestartet wurde. Apple-Nutzer gelten beispielsweise als wohlhabender als Android-Nutzer, also sind Apple-Nutzer auch bereit, einen höheren Preis für ein und dasselbe Produkt zu bezahlen. Diese Art der Preisdiskriminierung mithilfe von Daten ist kein Sonderfall sondern durchaus üblich. Erst vor kurzem kam in diesem Zusammenhang ein grosser Detailhändler in die Schlagzeilen.

Werfen wir einen Blick auf die boomenden Gesundheits-Apps: Es ist kein Zufall, dass alle Smartphones automatisch einen Schrittzähler installiert und aktiviert haben. Wird dieser vom Nutzer nicht aktiv ausgeschaltet, werden die Schritte und die erklommenen Stockwerke ge-

zählt. Aufmunternd wird man darauf hingewiesen: «Sitze weniger, bewege dich mehr und treibe Sport!». Die weiteren Voreinstellungen für «Achtsamkeit», «Ernährung» und «Schlaf» befüllen sich (noch) nicht automatisch. Es werden aber bei jedem dieser Stichworte intelligente Apps empfohlen. Diese unterstützen den Nutzer dabei, sein Bett zu einem «intelligenten Bett» zu machen und einen «exzellenten Schlaf» zu erfahren. Viele Apps fordern zudem auf, sich mit Freunden zu vergleichen und zu messen, um sich dauerhaft zu motivieren.

Die Datenproduktion der User ist vermehrt auch für Krankenversicherer interessant. Mit der Gewährung eines (kleinen) Rabatts bei der Krankenkassenprämie bringen sie Versicherte dazu, beispielsweise Daten wie die Anzahl Schritte (Schrittzähler-App) mit ihnen zu teilen. Ähnlich dem Prinzip einer Black Box bei Autoversicherungen. Diese Bewegungsdaten werden von den Krankenversicherern mit Gesundheitsdaten – gemäss Datenschutzgesetz besonders schützenswerte Personendaten – verglichen und für neue Erkenntnisse im Rahmen von Big Data genutzt. Dabei interessiert das einzelne Individuum nur bedingt.

Interessanter sind Aussagen über allfällige zukünftige Kosten einzelner Risikogruppen. Aufgrund der grossen Datenmengen und statistischer Werte lassen sich Aussagen über potenzielle Risiken machen. Die einzelnen Risikogruppen werden dabei immer granularer. Dies hat für den Versicherten den Vorteil, dass der Kostengerechtigkeit (zumindest statistisch) besser Rechnung getragen wird. Doch die neuen technischen Möglichkeiten im Bereich von Big Data sowie die immer personalisierteren Angebote führen auch zu Unsicherheiten.

Wer profitiert primär von der Datenspur, die wir täglich hinterlassen? In den seltensten Fällen der Konsument direkt. Vielmehr profitieren verschiedene Unternehmen, von denen der Normalbürger oft nicht mal gehört hat. Oder wer kennt

«Axiom», den wohl grössten Datenhändler der Welt? Der User hat zwar auch einen (indirekten) Nutzen, indem beispielsweise Produkte und Dienstleistungen besser auf seine Bedürfnisse zugeschnitten werden. Der Preis, den der Nutzer dafür zahlt, ist jedoch hoch bzw. noch weitgehend unbekannt. Problematisch ist insbesondere die Intransparenz bezüglich der Datensammlung und -verwendung seitens verschiedener Akteure. Was mit den Daten genau passiert, erschliesst sich dem Nutzer in der Regel nicht.

Selbstverständlich wäre es zu begrüssen, wenn wir immer transparent über die Datennutzung informiert werden würden. Das Datenschutzgesetz verlangt ausdrücklich eine transparente Datenbearbeitung. Die Realität sieht jedoch anders aus, und Klagen gegen Datenschutzverletzungen werden kaum eingereicht. Die Passivität erklärt sich unter anderem damit, dass Datenschutz oft als «mühsam» oder «umständlich» angesehen wird. Und zwar nicht nur von Unternehmen, die sich an das Datenschutzgesetz halten sollen, sondern auch von Konsumenten. Anstatt schnell etwas im Internet bestellen zu können, soll man vorher die AGB lesen. Denn die Bestellung kann erst aufgegeben werden, wenn man mittels eines Hakens bestätigt, die AGB gelesen zu haben. Also schnell Haken setzen und weiter. Wie wenig der Inhalt von AGB interessiert, zeigt sich daran, dass selbst Rechte an eigenen Bildern oder Kontaktdaten aufgegeben werden (vor allem bei verschiedenen Cloud-Lösungen).

Die beste Datenschutzgesetzgebung bringt jedoch wenig, solange sich die Einzelpersonen nicht dafür interessieren, was mit ihren Daten passiert. Es geht denn auch nicht darum, dass man «nichts zu verbergen» hat, vielmehr geht es darum, dass man Kunde bleibt und nicht Produkt wird.

# Schweiz braucht liberale Rahmenbedingungen

Was braucht die Schweiz, um auch in Zukunft kompetitiv und erfolgreich zu sein? Was einst die Banken waren, könnte in Zukunft der Datenstandort Schweiz sein. Voraussetzungen dafür sind geeignete Rahmenbedingungen. Es geht vor allem darum, die richtigen Anreize zu setzen, Talente zu binden sowie eine Innovationskultur zu fördern, die auch Fehler erlaubt.

**Marcel Dobler.** Mit der Digitalisierung kommen neue Herausforderungen auf die Schweiz zu. Doch wo steht die Schweiz? Wie stark digitalisiert ist sie? Als Messinstrument im Bereich der Digitalisierung eignet sich der digital.swiss Index hervorragend. Die von ICTSwitzerland und rund 100 Experten entwickelte Kennzahl gibt Aufschluss über den Stand der Digitalisierung und die uns bevorstehenden Aufgaben in der Schweiz. Wir haben viel zu tun. Bei den folgenden drei Punkten besteht Handlungsbedarf.

## 1. Datenstandort Schweiz nicht gefährden

Die Schweiz hat sich in den letzten Jahren zu einem der führenden Datenstandorte Europas entwickelt und geniesst einen exzellenten Ruf. Neben dem verlässlichen Rechtssystem gilt die Schweiz insbesondere aufgrund ihrer hervorragenden Infrastruktur, der Verfügbarkeit von passendem Fachpersonal und der politischen und wirtschaftlichen Stabilität als optimaler Datenstandort. Wie Martin Vetterli, Präsident der EPFL, sehe auch ich Chancen für die Schweiz. Unseren hervorragenden Voraussetzungen für die Zukunft müssen wir Sorge tragen und dürfen diese mit Gesetzesrevisionen und neuen Regulierungen nicht gefährden.

Deshalb fordere ich für die Schweiz, dass sie sich als Hub für Datenspeicherung positioniert, dass zukünftige Gesetze die Attraktivität des Datenstandortes Schweiz nicht gefährden, und dass vorauseilende regulatorische Eingriffe wie der Swiss Finish im Bankensektor zu vermeiden sind. Natürlich sind Anpassungen der regulatorischen Rahmenbedingungen angesichts der neuen disruptiven Technologien bzw. Geschäftsmodelle angezeit. Dies wurde vor dem Hintergrund des

Markteintritts von Uber und Airbnb bereits umfassend in den Medien thematisiert. Es gilt nun, eine Balance zu finden, die sowohl den neuen Bedingungen Rechnung trägt als auch die Bedürfnisse der «Old Economy» angemessen berücksichtigt. Der offene und innovative Wirtschaftsstandort Schweiz sollte jedoch Augenmass und Weitsicht beweisen und Abstand nehmen von regulatorischen Eingriffen, die lediglich dem «Heimatschutz» dienen und Innovationen verhindern.

## 2. Anreize schaffen und Talente einbinden

Als Innovationsweltmeister brauchen wir die hellsten Köpfe. Doch was nützt es, ausländische Studenten in der Schweiz auszubilden, wenn sie nach Abschluss des Studiums nicht hier arbeiten dürfen? Dies ist ein Missstand, der behoben werden muss. Talente brauchen eine Perspektive. Damit mehr Firmen gegründet werden und mehr

*«Es gibt keine Fehler, nur schlechte Versuche.»*

Innovation in der Schweiz (und nicht im Ausland) geschaffen wird, müssen die richtigen Anreize gesetzt werden. Das bestehende Schweizer Kapital wird insbesondere für Finanzierungsrunden von 3 bis 10 Millionen Franken zu wenig genutzt. Einer der Gründe dafür ist, dass die Vergabe viel Wissen und Erfahrung voraussetzt. Dieses Know-how ist bisweilen jedoch zu wenig vorhanden. Vierfünftel der Investments kommen aus dem Ausland, obwohl das Kapital in der Schweiz vorhanden wäre.

Startups, die ein internationales Businessmodel anstreben, überlegen sich sehr genau, wo sie sich niederlassen und den Firmenaufbau

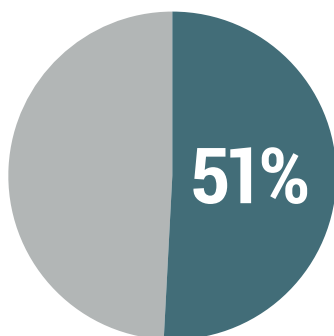
starten. Es herrscht ein internationaler Wettbewerb über die bestmöglichen Rahmenbedingungen. Startups funktionieren anders als etablierte Firmen. Den 10'000 Startups, welche in der Schweiz jährlich gegründet werden und die Arbeitsplätze sowie Innovation schaffen, muss Rechnung getragen werden. Aus diesem Grund soll Mitarbeitern von Startups mit Firmenbeteiligungen das Modell der Vertrauensarbeitszeit gestattet werden. Die bisherige und nach wie vor sehr restriktive Regelung zur Arbeitszeiterfassung muss gelockert werden, denn sie entspricht heute weniger denn je den aktuellen Begebenheiten auf dem Arbeitsmarkt.

## 3. Innovations- und Fehlerkultur fördern

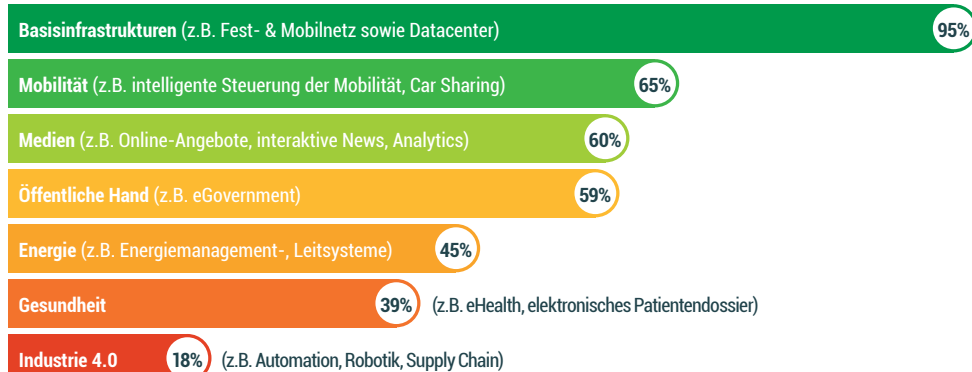
In der Schweiz lernen wir von klein auf, keine Fehler zu machen. Dies hat einerseits dazu geführt, dass wir unglaublich präzise arbeiten, senkt aber andererseits die Risiko- und Innovationsbereitschaft. Eine Null-Fehler-Toleranz ist jedoch innovationsschädlich. Ich plädiere an dieser Stelle für mehr Trial-and-Error und für weniger Angst vor Fehlern. Dies funktioniert jedoch nur in Kombination mit einer offenen Gesprächskultur. Richtig gesteuert können Firmen aus Fehlern lernen und Innovationen hervorbringen, die sonst nicht möglich gewesen wären. Als Unternehmer kann ich dies aus eigener Erfahrung bestätigen.

Die Schweiz ist gerüstet, die Zukunft zu meistern. Sicherlich müssen wir noch die eine oder andere Weiche stellen, damit die Schweiz weiterhin «Innovations-Leaderin» bleibt. Ich bin optimistisch, dass dies gelingt. Die Schweiz konnte bis jetzt von jeder industriellen Revolution profitieren, und ich bin überzeugt, sie wird es auch jetzt wieder tun.

**digital.swiss Index**  
Gesamtansicht der Digitalisierung  
in der Schweiz



**Aktueller Stand der Digitalisierung nach Branchen** (Quelle: digital.swiss)



# Digitales Monitoring im Gesundheitssektor

Digitales Monitoring ist insbesondere im Gesundheitssektor und in der Krankenversicherung auf dem Vormarsch. So erlauben beispielsweise Apps und Wearables eine detaillierte Einschätzung des Gesundheitszustands und des Risikoverhaltens. Die neuen Möglichkeiten in diesem Bereich werden von zahlreichen Akteuren begrüsst, bringen jedoch auch Risiken mit sich.

*Prof. Dr. Hato Schmeiser.* Die Vorteile des digitalen Monitorings für Anbieter und Versicherungsnehmer liegen auf der Hand: innovative Möglichkeiten der Prävention, die gezielte Unterstützung im Krankheitsfall und die Erhöhung der Kostengerechtigkeit durch vermehrte Risikoklassifikation. Zudem werden Hinweise und Anreize für eine gesundheitsbewusste Lebensweise gegeben.

Diese positive Einschätzung wird allerdings nicht durchweg geteilt. Zum einen gibt es kritische Stimmen, die hinterfragen, ob es Aufgabe von Versicherungsunternehmen sein sollte, «erzieherisch» gegenüber ihren Kunden aufzutreten. Zum anderen stehen im Gesundheitssektor typischerweise sensible Daten im Fokus, deren Weitergabe die Kunden nicht immer ausreichend kritisch betrachten. Zudem sind die auf digitalem Monitoring aufbauenden zukünftigen Analyse- und Nutzungsoptionen heute noch weitgehend unbekannt. Die Möglichkeit einer Abschätzung zukünftiger Krankheitsbilder wird auf individueller Ebene meist als bedrohlich wahrgenommen.

Zunehmende Risikodifferenzierung durch digitales Monitoring wird in einem wettbewerbsorientierten Markt zu erhöhter Preisdifferenzierung führen. Demzufolge müssen Versicherungsnehmer mit hoher Risikoexposition mit Prämiensteigerungen rechnen. Dies kann einerseits zu Preisregulierungsbestrebungen führen, falls sich ein erheblicher Teil der Betroffenen eine als gesellschaftlich notwendig empfundene Versicherungsdeckung nicht leis-

ten kann – mit entsprechenden Konsequenzen für das Gesamtkollektiv. Andererseits können aber von Preiserhöhungen auch Kundengruppen betroffen sein, die tatsächlich niedrige Risiken darstellen, aber nicht bereit sind, sich einem digitalen Monitoring durch den Krankenversicherer zu unterstellen.

Zunehmende Risikodifferenzierung steht nicht im Widerspruch zum Versicherungsprinzip. Ein Risikoausgleich entsteht auch bei der Kollektivbildung von heterogenen Risiken, die zu differierenden Prämien versichert werden. Zentral ist aber, dass Schadenereignisse zufallsabhängig bleiben. Vielleicht wird in Zukunft via technologischem Fortschritt die Schätzung bestimmter Krankheitsbilder und -zeitpunkte auch auf individueller Ebene möglich sein, z.B. durch Verknüpfung von genetischen Informationen mit einem engen Monitoring des Gesundheitsverhaltens des Versicherten.

*«Zunehmende Risikodifferenzierung steht nicht im Widerspruch zum Versicherungsprinzip.»*

Die Leistung des Versicherers, das Risiko für die Kunden durch Kollektivbildung und Risikotransfer massiv zu reduzieren, wäre geschmälert, weil das Potenzial zum Risikoausgleich bei Schäden mit geringen Zufallsschwankungen klein ist. Allerdings stellt sich dann die Frage, ob der

diesbezügliche Informationsstand bei den Beteiligten (Technologieanbieter, Versicherer, Kunde) gleich ist oder ob Asymmetrien zum Vorteil bzw. Nachteil einzelner Gruppen vorliegen. Sollte es dank technologischem Wandel tatsächlich zu einer besseren Schätzbarkeit von Krankheitsbildern auf individueller Ebene kommen, könnte sich das Aufgabenprofil von Krankenversicherern stärker in den Sektor des Casemanagements verlagern, bei dem die Organisation und Unterstützung der Heilungsprozesse im Vordergrund stehen.

Zudem gilt anzumerken, dass Technologieanbieter durch Informationsverknüpfungen Versicherungsnehmer sehr gut beurteilen und möglicherweise Vorteile gegenüber Versicherungsunternehmen erzielen könnten. Sollte ein solcher Informationsvorsprung entstehen, befänden sich Versicherungsunternehmen in einer nachgelagerten Position: Es ist kaum anzunehmen, dass Technologieunternehmen versicherungsrelevante Informationen kostenlos zur Verfügung stellen werden. Auf der einen Seite stehen Versicherer dann vor der Entscheidung, entsprechendes Technologie-Know-how aufzubauen oder Technologieunternehmen bzw. deren Daten zu erwerben. Auf der anderen Seite kann Konkurrenz aus branchenfremden Sektoren entstehen, die in diejenigen Versicherungssegmente aktiv werden möchten, die profitabel sind. Die hohen regulatorischen Anforderungen im Krankenversicherungssektor stellen hierbei allerdings massive Markteintrittsbarrieren dar.

# > 150'000

Aktuelle Schätzungen gehen davon aus, dass derzeit über 150'000 Gesundheits-Apps auf dem Markt sind – Tendenz stark steigend.

## COMPARIPEDIA

### digital.swiss Index – Der Index zur Digitalisierung der Schweiz

Die Digitalisierung mausert sich zunehmend zur treibenden Innovationskraft in Wirtschaft und Gesellschaft. ICTSwitzerland nahm diese Entwicklung zum Anlass, eine Kennzahl für den Fortschritt der Digitalisierung in der Schweiz zu konzipieren. In Zusammenarbeit mit rund 100 Experten entstand so der digital.swiss Index. Dieser basiert auf den Ergebnissen einer Scorecard, die über 60 Indikatoren in 15 Themenbereichen wie Sicherheit, Mobilität, Gesundheit und Bildung analysiert. Der Index steht zurzeit bei 51 Prozent, wobei 100 Prozent für eine «optimale» Digitalisierung der Schweiz steht. Um die Digitalisierung in der Schweiz weiter voranzutreiben, hat ICTSwitzerland die gleichnamige Plattform digital.swiss ins Leben gerufen. Besucher können dort aktuelle Projekte, Studien und Anlässe im Bereich der Digitalisierung vorstellen.

## IMPRESSUM

Herausgeber: comparis.ch,  
Birmensdorferstrasse 108,  
8003 Zürich

Design: comparis.ch

Druck: Linkgroup AG, Zürich

Reaktionen: redaktion@comparis.ch

[www.comparis.ch/konsumentenstimme](http://www.comparis.ch/konsumentenstimme)